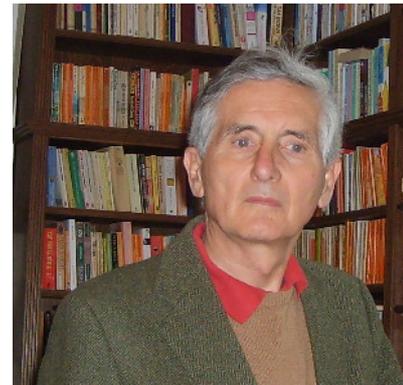


PROFESSOR DR. GERHARD RESCH – ein Homöopath und Denker der ersten Stunde

Im März 2017 vollendete Prof. Dr. Gerhard Resch (Wien) sein 80. Lebensjahr. Anlässlich dieses runden Geburtstags stellte sich der Jubilar der Zeitschrift „Homöopathie in Österreich“ (Österreichische Gesellschaft für Homöopathische Medizin – ÖGHM) für ein Interview zur Verfügung. Es wurde geführt von Univ.-Prof. Dr. Michael Frass im Januar 2017.

Sehr geehrter Herr Professor Resch, der nahende 80. Geburtstag ist ein willkommener Anlass, Ihr bisheriges Schaffen Revue passieren zu lassen. Wie war Ihr beruflicher Werdegang und wie sind Sie auf die Homöopathie gestoßen?



Jeder berufliche Werdegang hat seine Vorgeschichte, die ihn erst verständlich werden lässt. Die wichtigsten Impulse für meine spätere Entwicklung bekam ich am Ende der Mittelschulzeit. Ich hatte schon als Kind sehr viel gelesen und in der siebenten und achten Klasse meiner Mittelschulzeit hatten wir das große Glück, in den Fächern Geschichte und Psychologie/Philosophie einen großartigen Lehrer, Dr. Pichl, zu haben, der es verstand, den Unterricht sehr spannend zu gestalten und dadurch bei mir und bei vielen meiner Mitschüler das Interesse an der Geschichte und der Philosophie zu wecken. Er ermunterte uns auch zum weiterführenden Selbststudium und leitete uns an, das erworbene Wissen zu erproben. Besonders animierte mich Prof. Pichl zum Studium aristotelischer Schriften, sodass ich viel Zeit in der Nationalbibliothek verbrachte, wo ich die von ihm empfohlenen Schriften und Kommentare studierte. Ich war von der klaren Sprache, von der Art des Denkens, von der Methodik der Untersuchungen zu den verschiedensten Wissenszweigen, von der Art der Beweisführung, vor allem aber von dem großen Respekt des Aristoteles vor der Wirklichkeit ganz begeistert.

Auch nach der Matura ließ mein Interesse nicht nach – es hat mich durch mein ganzes weiteres Leben begleitet und nie mehr ganz verlassen. Von Aristoteles und später auch vom Hl. Thomas von Aquin lernte ich, dass man, um in seinem Geistesleben sicher zu sein, immer vom Wirklichen, vom Bewirkenden, ausgehen muss, wenn man die Welt verstehen und ihr gerecht werden will. Bis heute lese ich immer wieder die wichtigsten Schriften der Vorsokratiker und des Aristoteles in den verschiedensten Übersetzungen und vergleiche sie mit den Aussagen in anderen Werken von Philosophen, Wissenschaftstheoretikern, Physikern und Historikern. Sie sind eine große Hilfe, um zu verstehen, was in der heutigen Wissenschaft richtig und was falsch ist. Ideologien spielen heute in der Wissenschaft eine so große Rolle, dass es schwierig ist, zu unterscheiden, was davon Erkenntnis und Wahrheit und was Irrtum ist. Die Rezeptionsgeschichte der Homöopathie durch die Zeiten ist da sehr lehrreich. Ich wurde vor Jahren einmal nach Hamburg eingeladen, um über die Auswirkungen der verschiedenen Philosophieschulen auf das Verständnis und die Praxis der unterschiedlichen medizinischen Methoden, besonders aber der Homöopathie, zu sprechen. Ich versuchte dort, zu zeigen, wie zum Beispiel ein platonisch oder aristotelisch oder positivistisch oder phänomenologisch oder sonst wie orientierter Kollege „seine“ Homöopathie vertreten, erklären, und ausüben würde und vielleicht auch ausübt.

Mit Beschreibungen der Kämpfe der Phänomenologen gegen die Positivisten, der Platoniker gegen die Szientisten und Descartianer, der Neoplatonisten und Plotinisten gegen die Stoiker, Teilhard de Chardin, Leibnitz, Wolff, Hegel, Kant, Fichte, Schelling, bis hinauf zu Marx, Liotard usw., könnte man ganze Bibliotheken füllen.

Doch zurück zu meinem Werdegang. Es war kein Wunder, dass Studenten meines Maturajahrgangs sich schon zu Beginn ihres Studiums kritisch mit den an der Universität vertretenen Lehrmeinungen auseinandersetzten. So kamen einige von uns schon nach nur zwei Semestern Medizinstudium zu dem Schluss, dass uns das Gebotene nicht genügte, und zu viert organisierten wir ab 1956 jährliche Zusammentreffen mit Gleichgesinnten im steirischen Kloster Admont, das Internationale Medizinertreffen Admont, kurz IMA genannt. Dazu luden wir nationale und internationale Referenten ein, von denen wir annahmen, dass sie unseren Horizont erweitern würden. Wir begannen unter anderem mit damals brandneuen Themen wie Psychosomatik, Akupunktur, Ayurveda, aber auch philosophischen Themen, Astrophysik, Kybernetik und vielem anderen mehr.

Von der Homöopathie hörte ich zum ersten Mal in einer Pharmakologie -Vorlesung von Prof. Brücke, und zwar mit folgenden Worten: „Da gebe es doch tatsächlich solche Leute, welche meinen, man könne in Passau einige Tropfen einer arzneilichen Tinktur in die Donau schütten, um dann aus dem Schwarzen Meer einen Becher Wasser zu schöpfen und dies eine potenzierte Arznei zu nennen.“ Wir lachten damals alle pflichtschuldigst über eine derartige Absurdität.

Nach dem Studium ging ich zuerst einmal auf die Suche nach einem kleinen Landspital, denn ich wollte unser „Handwerk“ von der Pike auf lernen. Ich hatte das Glück, an ein kleines Spital in Kirchdorf an der Krems, OÖ zu kommen, wo nicht nur engagierte Ärzte, sondern auch höchst engagierte Klosterschwestern am Werk waren. Besonders die Schwestern, die bereit waren, die Patienten, wenn nötig, auch 24 Stunden lang zu betreuen, waren mir Lehrmeisterinnen und Vorbild. Von dort wechselte ich dann nach Mödling, um meine Facharztausbildung zum Internisten zu beginnen.

Noch war ich Schulmediziner aus Überzeugung, doch wie schon im Studium begann ich mich bald kritisch mit meiner Arbeit auseinanderzusetzen. Während ich in Kirchdorf noch vorwiegend chirurgisch eingesetzt worden war, hatte ich nun mehr Zeit und Möglichkeiten, die Langzeitergebnisse unserer therapeutischen Bemühungen zu verfolgen. Ich bemerkte zunehmend, dass unsere Erfolge nicht unseren Erwartungen entsprachen. Ich versuchte daraufhin, meine therapeutischen Bemühungen zu intensivieren, mein Wissen in Theorie und Praxis auf den neuesten Stand zu bringen, las zahlreiche Publikationen, besuchte Seminare – aber leider, die Ergebnisse blieben dürftig, sie waren weder für die Patienten noch für mich wirklich zufriedenstellend. Ich begann, mich auch intensiv mit der pharmakologischen Seite unseres Berufs zu beschäftigen, schrieb eine große Arbeit über die Digitalisbehandlung und kam dabei zu einem Ergebnis, über das die Pharmafirma, die mich bei der Studie unterstützte, nicht sehr erfreut war. Ich konnte nämlich nachweisen, dass (damals) zu viel an Lanataglycosiden bei der Herzbehandlung eingesetzt wurde und nicht, wie angenommen, zu wenig. Die Firma war nicht erfreut, sie "hatte sich etwas Besseres erwartet". Damals war ich beinahe schon so weit, dass ich überlegte, meinen Beruf aufzugeben – ich sah keine Möglichkeiten, aus dieser Sackgasse herauszukommen. Doch auch die Alternative – ein sehr verlockendes Angebot einer Pharmafirma – schien mir, nach meinen früheren Erfahrungen mit der pharmazeutischen Industrie, nicht das Richtige und so blieb ich weiter im Spital. Ich begann aber damals, den Medikamenteneinsatz auf meinen

Stationen drastisch zu reduzieren, und dafür mehr Augenmerk auf die individuelle Behandlung mit weniger invasiven Heilbehelfen zu richten. Das Ergebnis war eine deutliche Verbesserung auf allen relevanten Ebenen der Beurteilung von Therapieerfolgen: Mortalität, Aufenthaltsdauer, subjektive und objektive Kriterien des Wohlbefindens waren alle deutlich besser als vorher.

Dies alles erzählte ich einem Bekannten, der mir sagte, er kenne da jemanden, von dem er bereits ähnliche Dinge gehört hatte. Er bot mir an, mir diesen Mann vorzustellen – er sei ein Homöopath. Meine erste Reaktion war nicht sehr positiv – „Hören Sie mir auf mit so einem Trankerlverdünner.“ Kurz darauf traf ich ihn dann in Begleitung eines Herrn, den er mir vorstellte: Dr. Dorcsi. Wir begannen ein Gespräch, und nach fünf Minuten spürte ich, dass dieser Mann in vielen wesentlichen Punkten mit mir übereinstimmte. Ich wehrte mich noch innerlich, ich wollte doch kein „Sektierer“ werden, aber irgendwie hing ich schon an seiner Angel. Beim Abschied gab er mir ein kleines Fläschchen, darauf stand Hirudo D200. Er meinte, ich sollte es doch einmal probieren; man wisse noch nicht viel von der Wirkung dieser Arznei, aber er vermute, sie könne bei Venenproblemen nützlich sein. Am nächsten Tag, bei meiner Abendvisite auf der Frauenstation, erinnerte ich mich plötzlich an eine fast 80-jährige Patientin, die schon sechs Wochen bei uns mit beidseitigen Thrombosen der Beine und einer Beckenvenenthrombose lag und der bisher nichts geholfen hatte, sodass sie nur ruhig liegen konnte und musste; sie galt als hoffnungsloser Fall. Ich dachte mir, das wäre doch ein Fall, an dem man dieses harmlose Mittel versuchen könnte. Am Abend ging ich also noch zu ihr und gab 5 Globuli auf die Zunge. Als ich am nächsten Morgen um 6 Uhr wieder auf die Station ging, kam mir zu meinem Entsetzen diese Patientin am Gang entgegen. Auf meine Vorhalte, dass sie ja ihr Leben unmittelbar gefährde, sagte sie: „Aber sehen Sie doch, Herr Doktor!“ Sie zog ihren Kittel hoch und zeigte mir ihre Beine: Sie waren abgeschwollen und hatten wieder eine normale Farbe. Sie konnte ohne Beschwerden gehen und fühlte sich wohl. Das war der Moment, in dem ich zwei Entschlüsse fasste: Erstens, ich werde diese Methode genau studieren. Und zweitens: Ich werde mir zwei Jahre Zeit nehmen, bevor ich daran glaube. Beides habe ich gehalten, aber letztlich war mir schon nach diesem Fall klar, dass ich auf etwas gestoßen war, wonach ich schon lange gesucht hatte: Eine Methode, die – wenn sie sich weiterhin als effizient erweisen sollte – den Namen Heilmethode wirklich verdiente. Dr. Dorcsi versorgte mich großzügig mit Literatur und beriet mich bei der Beschaffung der Medikamente. Meinen Primarius bat ich um die Erlaubnis, diese Methode versuchsweise anwenden zu dürfen. Er fragte nur: „Kann etwas passieren, ist das Zeug giftig?“ Mein Nein genügte ihm. Die Ergebnisse des Einsatzes der verschiedenen homöopathischen Mittel zeigten sich bald. Obwohl ich nicht mit den Patienten darüber sprach, was ich da machte, merkten diese bald, dass da irgendetwas Ungewöhnliches passierte.

Sie haben den Sprung vom Krankenhaus in die homöopathische Praxis gewagt, wie waren die ersten Anfänge?

Am Ende meiner Spitalszeit, im Jahre 1972, hatte ich durch die vielen Dienste, die ich im Laufe der letzten Jahre geleistet hatte, über 150 freie Tage angesammelt. So konnte ich schon im Mai/Juni meine Praxis eröffnen und tageweise ordinieren. Ich hatte mich entschlossen, eine reine Privatpraxis zu führen, denn ich wollte mich meinen Patienten so widmen können, wie ich das für richtig hielt. Eine Anamnese in der Homöopathischen Medizin ist aufwendig und kann lange dauern. Ich habe nie irgendeine Art von Werbung für meine Praxis gemacht, stand am Anfang nicht einmal im Telefonbuch, ja, ich hatte anfangs

nicht einmal ein Schild an der Tür. Ich vertraute darauf, dass die Patienten, denen ich im Spital geholfen hatte, mich suchen, und wenn es mir gelänge, ihnen zu helfen, mich weiterempfehlen würden. In der ersten Woche kam eine Patientin, die mich auf der Straße angesprochen hatte, in der zweiten Woche waren es zwei, in der dritten Woche dann niemand. Daraufhin machte ich 14 Tage Urlaub und als ich wieder zurückkam, begann die Praxis zu laufen. Nach drei Monaten hätte ich schon davon leben können. Am 30. November, meinem letzten offiziellen Arbeitstag im Spital, verließ ich um Mitternacht meine bisherige Arbeitsstätte, nachdem ich noch vier Stunden lang meinen Kollegen auf deren Wunsch eine Einführung in die Homöopathische Medizin gegeben hatte.

Sie sind ja ausgebildeter Internist und haben sich zunehmend der Homöopathie zugewandt, wie sehen sie die Positionen der konventionellen Medizin und der Homöopathie?

Für mich ist die Homöopathie der Königsweg in der Medizin schlechthin. Wenn es um echte Heilung geht und diese auch möglich ist, ist keine andere Behandlungsmethode der Homöopathie ebenbürtig – vorausgesetzt, sie wird ihrem Wesen gemäß eingesetzt und ist von den Voraussetzungen des Patienten her noch möglich. Die konventionelle Medizin behandelt vordergründig die Symptome. In der Homöopathie lassen wir uns von den Symptomen zum echten Heilmittel führen und die Symptome verschwinden nicht, weil sie unterdrückt werden, sondern weil das krankhafte Geschehen, das ihre Basis ist, nicht mehr da ist. Ich sehe keine echte Kontroverse zwischen diesen beiden und auch den vielen anderen Medizinmethoden. Wenn eine Heilung nicht mehr möglich ist, muss man schauen, welche Methode noch so weit symptomatische Unterstützung liefern kann, dass der Schaden durch die Therapie minimiert werden kann.

Sie haben seit Jahrzehnten Ärzte in Homöopathie ausgebildet, worauf sollte man bei der Ausbildung besonderen Wert legen?

Auf die Ausbildung echter Tugenden: auf echte Menschenkenntnis, die auf einem Bild des Menschen beruht, die seiner Bedeutung in der Gesamtschöpfung, seiner Rolle in der Natur, seiner Rolle in der Gesellschaft, im Staat, in der Familie gerecht wird, und die seiner Würde angemessen ist. Ein Menschenbild, das dem Menschen umfassend gerecht wird, ohne deswegen Unvollkommenheiten, Andersartigkeiten zu verurteilen. Der Arzt ist kein Richter. Der Arzt soll offen sein, Mut zur Wahrheit besitzen, Liebesfähigkeit, denn die Liebe öffnet uns erst auf den Andern hin und lässt uns ihn erkennen. Wahrheit lässt sich ohne Liebe nicht finden. Der Arzt sollte kein a-priori-Urteil haben, sollte nicht unter dem Einfluss von ideologischen, materialistischen, esoterischen Einflüssen stehen. Die Sprache sollte natürlich, ohne Folgen sprachzerstörender Einflüsse, sein und keine Ideologie „transportieren“.

Was ist der Kern der Homöopathie?

In ihrem Wesenskern ist die Homöopathie eine Berufung. Sie ist auf der Ebene des Geistigen in ihrem Wesenskern eine Kunst, denn sie heilt den Einzelnen (Kunst ist die Wissenschaft vom Einzelnen und nicht vom Allgemeinen, welches Letzteres von der Scientia Propria erfasst werden kann). Die Änderung des ersten Paragraphen zwischen der ersten und der zweiten Ausgabe des *Organon* – von der Heilkunde zur Heilkunst – signalisiert eine dramatische Wende in der Entwicklung der homöopathischen Medizin. Die Kernaufgabe der homöopathischen Medizin auf der praktischen Ebene ist es, dem konkreten Menschen in all seinen körperlichen Dimensionen gerecht zu werden – eben, ihn zu heilen.

Wenn sie auf ihr bisheriges Wirken zurückblicken, was ist der wichtigste Aspekt in ihrem Berufsleben?

Zuerst möchte ich die wichtigsten Persönlichkeiten meines Berufsweges anführen:

Dorcsi hat mich sehr gefördert. Ich lernte durch ihn die Schweizer Homöopathen Henny und später Flury kennen. Mit diesem verband mich die Leidenschaft für Aristoteles. Aus seinen gesammelten Vorträgen gab ich in seinem Namen das Buch „Realitätserkenntnis und Homöopathie“ heraus. Danach habe ich mit Prof. Dr. Viktor Gutmann, Ordinarius für anorganische Chemie an der Universität Wien, 20 Jahre zusammengearbeitet. Gutmann war Spezialist für nichtwässrige Lösungen und entwickelte die „Gutmann numbers“: Diese geben an, dass es bei bestimmten chemischen Prozessen ein bestimmtes Ambiente braucht, das den Prozess triggern kann. Gutmann war Mitglied der Akademie der Wissenschaften und für den Nobelpreis nominiert. Ich schrieb mit ihm das Buch „Wissenschaftliche Grundlagen der Homöopathie“, das einen Meilenstein in der wissenschaftlichen Erforschung der Homöopathie darstellt.

Zum wichtigsten Aspekt des Berufslebens:

Die unbedingte Treue zu dem Beruf, der ja ein permanentes Berufen-Werden darstellt, und der ein ständiger Anruf ist. Wir müssen uns klarwerden, wer uns ruft. Vordergründig ist es der Patient. Aber was am Patienten ruft denn? Die Krankheit, sein Kranksein; oder das noch Gesunde, die Gesundheit, die sich durch die Krankheit eingeschränkt fühlt? Da die Krankheit ein Negativum, ein Fehlen **von etwas** ist, kann sie daher auch kein Naturwesen sein, das eine Stimme haben könnte, um uns zu rufen. Denn die Krankheit ist letztlich chaotisch, sie ist Nichtwesen. Sie kann uns nicht rufen. Also bleibt nur die Gesundheit, welche von dem, was erkrankt ist, bedrängt wird und deswegen um Hilfe ruft: Also ist es das noch Gesunde, aber in uns Zurückgedrängte, das um Hilfe bittet. Kann ich mich damit zufriedengeben? Nein, denn der Mensch hat ja nicht aus sich selbst seine Gesundheit, sondern sie wurde ihm vom Schöpfer des Menschen mitgegeben. Daher ruft dieser Schöpfer uns in seinen Dienst, und wir verrichten unsere Arbeit auf Grund eines Rufes, der letztlich vom Schöpfer aller Dinge selbst herkommt. Deswegen ist der wichtigste Aspekt die Rückbindung an den Schöpfer aller Dinge, vor dessen geistigem Auge wir unseren Dienst versehen. Deswegen waren die ersten Spitäler in Griechenland Tempel der Gottheit, oder Heilige Haine, Gott gewidmete Altäre.

Der wichtigste Aspekt in meinem Berufsleben war und ist der Glaube an Gott.



Prof. Dr. Gerhard Resch, gemalt von Mag. art. Doris Frass-Heckermann im Jänner 1988